



Wo Bücher bestellt und nicht abgeholt werden, da entsteht mit der Zeit eine Bibliothek. Die Mönche des Katharinenklosters auf dem Sinai nahmen 2017 eine neue Magazinanlage in Betrieb.

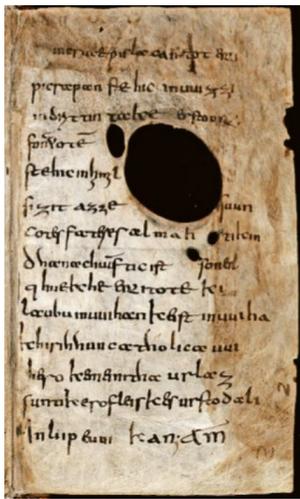
Foto Picture Alliance

## Legt das Pergament wieder in die Nische zurück

Manche Kontexte entschlüsseln sich nur vor Ort: Die Hüter der ältesten Bibliotheken trafen sich in Salzburg.

Die ältesten Bibliotheken der Welt, die heute noch existieren, haben sich bei Bischofskirchen und in Klöstern gebildet. Die Ordensregel des Benedikt von Nursia, die ein Studium der heiligen Schriften vorschrieb, begünstigte die Entstehung von Büchersammlungen. Zu den ältesten gehören die Biblioteca Capitolare di Verona (fünftes Jahrhundert), die Bibliothek des Katharinenklosters auf dem Sinai (um 550), die Stiftsbibliothek St. Gallen (612) und die Stiftsbibliothek St. Peter in Salzburg (696). Vertreter dieser Bibliotheken und Wissenschaftler kamen jetzt zu einer Tagung im Erbstift St. Peter zusammen.

Für das Überleben der Bibliothek in Verona scheint neben ihrer ungewöhnlichen Rechtskonstruktion als eifersüchtig gehütetes Eigentum des Domkapitels (nicht des Bischofs) ausschlaggebend gewesen zu sein, dass sie in ihrem bis auf die Spätantike zurückreichenden Bestand literarisch-wissenschaftliche Entdeckungen ermöglicht hat. Francesco Petrarca hat dort Briefe Ciceros identifiziert und Scipione Maffei die älteste Stadtansicht Veronas aufgefunden. Maffei hat darüber hinaus Hunderte von Handschriften, die während der Pestepidemie von 1630 versteckt worden waren, durch akribische Arbeit ermittelt und wieder zutage gefördert. So hat die Biblio-



Der Kodex mit der Signatur 911 in St. Gallen bindet althochdeutsche Quellen zusammen, darunter eine Übersetzung des Credo. Foto MariaGeschichte/Wikimedia Commons

## Die üben, bis sie vor Erschöpfung umfallen

Musikwissenschaft an Musikhochschulen: In den neuen Ansprüchen des Arbeitsmarkts an den Musiker steckt eine Chance

Der Prüfling schaut auf seine Schuhspitzen und schüttelt den Kopf. „Sicher nicht? Überlegen Sie mal. Sie haben hundertprozentig eine der Sonaten gespielt.“ Pause, kurzes Nicken, lange Pause. Der Prüfer reißt sich zusammen, um nicht zu seufzen. Es ist die dritte mündliche Wiederholungsprüfung im Fach Musikgeschichte, die Endstation. Dabei ist auch diese letzte Frage besonders einfach. Der Prüfling ist Pianist, er muss doch die Titel der Beethoven-Sonaten kennen, wenigstens einen einzigen. Zum Beispiel den mit Mondschein oder den mit dem Hammer. Kopfschütteln auf der anderen Tischseite. Nichts zu machen, durchgefallen.

Jeder Musikwissenschaftler, der an einer der 24 deutschen Musikhochschulen unterrichtet, kennt solche Situationen. Auch die den Prüfungsdebakeln oft folgenden Debatten mit dem Hauptfachlehrer – darauf komme es nicht an, Hauptsache, der Prüfling könne ausgezeichnet musizieren – sind allzu vertraut. Meist wird dann „zum Wohle der Studierenden“ eine Sonderregelung gefunden.

Musikwissenschaftler an Musikhochschulen sind Anpassungskünstler, das waren sie schon immer. Manche haben mit Präsidenten zu tun, die Musikwissenschaft mit Konzertmoderation verwechseln, manche mit Verwaltungen, für die das Modell des wissenschaftlichen Mitarbeiters ein ewiges Rätsel darstellt, wieder andere mit Musikpädagogen, welche die (in ihren Worten) „traditionelle“ Musikwissenschaft unzureichend finden und Inhalte ihrer Wahl gleich selbst unterrichten. Und sie begegnen in Gremien oft Musikern, die Musik mit Sport und eine Musikhochschule mit einem Hochleistungs-

zentrum gleichsetzen und die Abschaffung aller Nebenfächer herbeiwünschen. Das Modell des gelehrten Künstlers à la Alfred Brendel oder Gidon Kremer scheint heute anachronistisch denn je. Nur wer mehr übt als die anderen, so hört man oft, hat eine Chance auf eine Stelle. Die verbleibenden Stunden des Tages braucht der Künstler zur optischen Selbstoptimierung, denn sexy muss man heute schließlich auch sein (F.A.Z. vom 17. August 2018). Da ist für Musikwissenschaft kein Platz mehr, möchte man meinen. Muss sie an die Universitäten abwandern? Kann man der Musikausbildung im Korsett internationalen Leistungsdrucks noch ein Quentchen Wissenschaft mitgeben? Und wenn ja, was?

Denkt man aus einer anderen Richtung, lässt sich aus den aktuellen Debatten um den Künstlererfolg allein zu Lernzwecken eine historische Brücke zurück ins neunzehnte Jahrhundert schlagen. Damals glaubte man erkannt zu haben, dass der Musik-Handwerker ausgedient hatte. Dies hatte nicht nur mit der damals schon großen Zahl an Musikabsolventen aus den ersten Konservatorien zu tun, die kaum alle beschäftigt, geschweige denn von einem öffentlichen Musikbetrieb aufgenommen werden konnten, der viel kleiner war als heute. Mindestens ebenso wichtig war die schmerzhaft überdehnte einer Virtuosenpraxis, deren musikkritische Schilderungen amüsierten Berichten aus Zauberbüden und Zirkuszelten gleichen. Hier hatte sich ein Zweig bürgerlicher Musikausbildung endgültig im Spezialistentum verkeilt, war zu einem reflexionslosen Ereignis geworden, das nur noch bestaunt werden konnte.

den, befinden sich einige der ältesten Evangelien-Handschriften, aber auch viele Hauptwerke der spätantik-frühchristlichen theologischen, philosophischen und historischen Literatur, eine Fundgrube für die Wissenschaft. Vater Justin, der Leiter der Bibliothek, berichtete von einem 2017 eröffneten modernen Bibliotheksraum und einem Betrieb auf hohem professionellen Niveau.

Die Stiftsbibliothek in St. Gallen entwickelte sich durch die Verbindung mit dem Skriptorium und der Werkstatt für Buchmalerei sowie gelehrten und literarischen Arbeiten der Mönche schon bald zu einem kulturellen Zentrum, das in den ganzen deutschen Sprachraum ausstrahlte. Das Portal mit der berühmten Inschrift „Heilstätte der Seele“ in griechischer Sprache bringt ihr Selbstverständnis auf den Punkt. Ihren Rang konnte die Bibliothek durch die Jahrhunderte verteidigen und in dem 1767 errichteten Barocksaal den Besuchern sinnlich erfahrbar machen. Nach dem Ende der Fürststube im Jahre 1805 ist sie heute eine öffentlich zugängliche wissenschaftliche Spezialbibliothek mit etwa einem Dutzend bibliothekarischer Mitarbeiter (Cornel Dora, St. Gallen).

Weniger bekannt ist die Bibliothek des Erbstifts St. Peter, des ältesten Klosters im deutschsprachigen Raum. Wenngleich ihre Zellenbibliothek mitten in der Klausur liegt und nicht zu besichtigen ist, stellt niemand ihre Existenz in Frage. Sie ist mit ihren reichhaltigen Beständen nicht nur unentbehrlich für das Klosterleben, sondern hat auch Bedeutung als Ort der Memoria für das 1300 Jahre alte Kloster. Das „Verbrüderungsbuch“ aus dem neunten Jahrhundert führt 8000 Personen mit Namen auf. Laien stifteten Bücherlegaten für ihr Seelenheil, aber auch zum Ruhm der Bibliothek (Sonja Führer, Salzburg).

Nach einem Wort Lessings sind die meisten Bibliotheken entstanden, nur wenige angelegt worden. Präzise Jahreszahlen sind besonders bei den sehr alten Bibliotheken ein Konstrukt. Wann eine Sammlung von Büchern den Namen Bibliothek verdient, hängt stark vom Gesichtspunkt des Betrachters ab. Michele Ferrari (Erlangen) empfahl in seinem Überblicksvortrag über Bücher und Bibliotheken in Antike, Mittelalter und Renaissance, immer auch zu berücksichtigen, von wann an eine Bibliothek identitätsstiftend für die sie tragende Gemeinschaft geworden ist. So hatte die Bibliothek des Klosters Vivarium zwischen 554 und 580 eine singuläre Rolle für die auf die Textkultur bezogene Mönchsgemeinde. Aber nach dem Tod ihres Gründers Cassiodor hinterließ sie nur wenige sichtbare Spuren. Die abgelegene Lage in Kalabrien und der fehlende Resonanzraum für das in Vivarium hervorgebrachte Wissen bedingten wohl ihren Untergang. Sowenig wir über die Anfänge der Bibliotheken wissen, so wenig oft auch über ihr Ende.

Die Besonderheit der sehr alten Bibliothek ist ihr Reichtum an sehr alten Manuskripten. Claudia Rapp (Universität Wien) berichtete über ein internationales Projekt, in dem 23 Wissenschaftler daran arbeiten, die Untertexte der Sinai-Palimpseste zu identifizieren und zu beschreiben. Das wertvolle Pergament hat man früher häufig abgeschabt oder abgewaschen, um es wiederverwenden zu können. Heute hilft die Multispektralfotografie dabei, die verborgene Schrift wieder erkennbar zu machen. Mit mehr als 160 Palimpsest-Handschriften verfügt die Bibliothek des Katharinenklosters über eine der größten Sammlungen dieser Art. Zu den ersten Erträgen des Projekts gehört die Entdeckung von zwei bisher unbekannt klassischen grie-

chischen medizinischen Texten und zahlreichen neuen Belegen für untergegangene Sprachen wie das christlich-palästinensische Aramäische oder das kaukasische Albanische.

Die Glossen-Forschung untersucht die volkssprachlichen Übersetzungshilfen in den meist lateinischen Handschriften. Sie wurden entweder mit Tinte oder Griffel in die Texte eingebracht. Gerade die früher wenig beachtete Griffel-Glossierung, die man mit bloßem Auge kaum erkennen kann, weil das Pergament nur angegriffen oder eingedrückt wurde, kann der historischen Sprachwissenschaft neue Erkenntnisse liefern. Handschriften aus St. Gallen geben auf diese Weise Zeugnisse des Altalemannischen, Althochdeutschen oder Altirrischen preis; auch Schreiber-Namen lassen sich identifizieren. Eine andere Forschungsrichtung befasst sich mit den Einbänden mittelalterlicher Gebrauchshandschriften. Aus der Art, wie die Holzdeckel mit dem Buchblock verbunden sind, ergeben sich Hinweise auf die jeweilige Werkstatt und die Provenienz der Handschrift. Zur Verstärkung der Buchrücken wurden oft Teile nicht mehr gebrauchter Handschriften genutzt, was ein weiteres Forschungsfeld eröffnet: die Fragmentidentifizierung (Andreas Nievergelt, Philipp Lenz, St. Gallen).

Die Digitalisierung steht auf dem Programm aller Bibliotheken mit historischen Beständen. Datenbanken entstehen, die es erlauben, die Puzzelstücke aus der Palimpsest-, Glossen- und Fragmentforschung zusammenzuführen. Die Gesamtschau lässt neue Erkenntnisse erwarten. Dies scheint das beste Erfolgsrezept für alte Bibliotheken zu sein: sich nicht nur als Heilstätte der Seele, sondern auch als Labor für die Geisteswissenschaften zu verstehen. MICHAEL KNOCH

Ein Podium in Palermo

## Appell der Pappkoffer

Die Fakultät für Politische Wissenschaften der Universität Palermo hat ihren Sitz außerhalb des Campus im Collegio San Rocco an der Via Maqueda, die Bürgermeister Orlando zur Fußgängerzone und damit zur zentralen Flaniermeile, auch zu einem Basar der Markenpiraten und Streetfood-Köche, gemacht hat. Der Palazzo aus dem siebzehnten Jahrhundert wirkt ganz schön heruntergekommen, drei der sechs Geschäfte im Erdgeschoss stehen leer, der rosa Putz bröckelt, an der Fassade stecken die Trikolore und die Europafahne. Doch das mächtige Portal ist geschlossen, zu der „nationalen Versammlung“, die in (blutigem) Rot und Gelb, den Farben der Trinacria, der Insel mit den drei Eckpunkten, plakatiert ist, geht es durch einen Nebeneingang in der Seitenstraße: „Gegen die Emigration der Jugend Siziliens.“

Im Innern ist es mit der feudalen Herrlichkeit vorbei, das Treppenhaus, die kalten Gänge und Seminarräume sind im nüchternen Beige und Grau der italienischen Nachkriegsmoderne gehalten, und auch die Aula Magna Falcone im zweiten Stock hat, mit Stuckresten an der Decke, nicht die Größe, die ihr Name und der ihres, das Wort verbietet sich eigentlich, Paten, des 1992 ermordeten Mafia-Bekämpfers, erwarten lassen. Der Saal ist überfüllt, auch auf dem Boden sitzen Zuhörer, doch nur gut die Hälfte ist im Studententalter; etwa ein Viertel, mehr Frauen als Männer, gehört der Elterngeneration an und trägt weiße T-Shirts, auf deren Rücken „Ich geh nicht weg, ich liebe mein Land, ich will hier arbeiten“ steht. Mitglieder des „Movimento delle valigie di cartone“, der Bewegung der Pappkoffer.

„Si resti, arrinesci!“ verkündet ein Transparent links des Podiums, das im Anklang an das sizilianische Sprichwort „Cu nesci, arresci“ – wörtlich übersetzt: „Wer weggeht, kommt voran“ – dessen Botschaft umkehrt: „Wenn du bleibst, kommst du voran.“ Die Vertreter der Generation Erasmus, die, kosmopolitisch orientiert und mit Auslandsstipendien gefördert, sich hier zu Wort melden, sind, wie sie beklagen, mit der „Litanei“ groß geworden, dass ihre Zukunft weit weg von Sizilien liegt – „an einer Universität im Norden oder als Tellerwäscher in London“. Das wollen sie nicht länger hinnehmen.

Kein Mitglied des Lehrkörpers sitzt auf der Bühne, auch sie ist mit den gelb-roten Farben dekoriert. „Die Universität hat das Thema nicht auf der Agenda, unter uns diskutieren wir viel darüber“, sagt eine Studentin, die aus Messina angereist ist, „von meiner Abiklasse bin ich die letzte, die noch hier ist.“ Der einzige Ältere auf dem Podium ist ein für sein soziales Engagement stadtbekannt Pfarrer, der, offenes Hemd und kein weißer Kragen, die Bewegung der Pappkoffer begleitet. In seiner väterlichen Einleitung führt er mehrmals Mahatma Gandhi und dessen Weg des Friedens an, als müsse er gewalttätige Aktionen befürchten, auch ermahnt er die Zuhörer, sich nicht mit der Mafia, den Freimaurern oder der Politik – die drei scheinen gleichwertig – einzulassen. Doch so radikal wie er redet danach keiner der Jungen, „normale“ Studenten, viele mit Piercings, Tattoos oder grellen Strähnen. Nur ein „Berlin“ auf der Brust, wie es oft in der Stadt zu sehen ist, trägt keiner von ihnen.

Die Statistiken liegen vor und zeichnen eine dramatische Lage. Ein Doktorand der Mathematik aus Catania wirft sie an die Wand: In zehn Jahren haben 65 000 Hochschulabsolventen die Insel verlassen, insgesamt sind es zwanzigtausend junge Leute jedes Jahr, die Jugend Arbeitslosigkeit beträgt 53 Prozent. Die drei staatlichen Universitäten in Palermo, Catania und Messina haben in den vergangenen Jahren, trotz Unterfinanzierung, aufgeholt, doch sie „produzieren“ für den Export; jeder dritte Abiturient geht schon zum Studium aufs Festland. Die Situation wird beklagt, auch angeprangert, die politischen Forderungen bleiben allgemein: „Das Regionalparlament hätte das Problem schon vor siebzehn Jahren angehen müssen.“

Eine Kontroverse findet nicht statt, für die Offenheit des Austauschs, neue Sprachen und Erfahrungen, tritt niemand ein. „Stinkwütend sollten sie werden, wenn sie vom Braindrain hören“, empört sich der Pfarrer, „und so getan wird, als seien alle, die hier bleiben oder es sich nicht erlauben können, wegzugehen, Idioten!“ Die Abgesandten von an die zwanzig Bürgergruppen und sozialen Zentren werden einer nach dem anderen aufgerufen, auch Gewerkschafter und der Vizebürgermeister einer Kleinstadt sind darunter. Jeder gibt seine persönliche, doch eine ähnliche Sicht auf die Talentflucht; Eltern berichten von dem Zwiespalt, „dafür zu kämpfen, dass sie bleiben, oder sie ziehen zu lassen“.

Eine trotzige Mischung aus Verzweiflung und Stolz, eine Art präventives Heimweh wird lanciert. Gleich am Anfang der Sitzung wurde der Staat daran erinnert, dass er den Schutz der Familie propagiert, und immer deutlicher tritt hervor, wie sehr die anderen kulturellen Werte des Südens auch vor- und antimoderne Reservieren bilden. Eine resolute Mamma, vier Kinder – „ein Sohn in New York, einer in Paris, eine Tochter im Norden“ –, resümiert: „Sie vermissen nicht nur ihre Eltern, sondern auch ihre Geschwister und ihre Großeltern, das Aroma und den Duft der Insel, unser Essen.“ ANDREAS ROSSMANN